

aliteraverglag

Wolfgang Bittner, Dr. jur., Jahrgang 1941, lebt als freier Schriftsteller in Köln. Studium der Rechtswissenschaft, Soziologie und Philosophie. Reisen führten ihn nach Vorderasien, Mexiko und Kanada. Wolfgang Bittner schreibt für Erwachsene, Jugendliche und Kinder, wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und erhielt mehrere Literaturpreise. Mitarbeit bei Zeitungen, Zeitschriften, Hörfunk, Fernsehen. 1996–1998 im WDR-Rundfunkrat; Lehrtätigkeit im In- und Ausland, 2004 und 2006 Gastprofessuren in Polen. Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller und im PEN. Lieferbare Titel u. a.: »Niemandland«, »Narren-gold«, »Vom langen Warten auf den neuen Tag« und »Weg vom Fenster«. (Website des Autors: www.wolfgangbittner.de)

Wolfgang Bittner

Beruf: Schriftsteller

Was man wissen muss,
wenn man vom Schreiben leben will

aliteraverlag

Dieses Buch erschien erstmals 2002 im Rowohlt Taschenbuchverlag,
Reinbek bei Hamburg

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

September 2006

Überarbeitete Neuausgabe

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2006 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-197-0

Inhalt

Vorwort oder Ein Buch wird geplant	9
Erfahrungen in einem ungewöhnlichen Beruf	12
Schriftsteller – was ist das?	24
Eine Bezeichnung wie Briefmarkensammler	24
Über die Arbeit, vor allem am Schreibtisch	28
Alltag eines »Freien«	33
Was ist ein Schriftsteller und was macht er?	38
Das Handwerk mit der Phantasie	39
Ein Text wird gemacht	45
Personen entstehen	46
Agenten und Eierhandgranaten	47
Ein gutes Buch schreiben – aber wie?	49
Von der Sprache abhängig	52
Wie frei sind freie Schriftsteller?	57
Schriftsteller und Medien	57
Ein weites Feld ständiger Konflikte	58
Buchmarkt und Verlagswesen	65
Die »neuen« Medien	73
Lob und Tadel oder »Jenseits der Literatur«	76
Schriftsteller als moralisches Gewissen?	82
Zensur – gibt es die?	86
Wovon lebt ein Schriftsteller?	94
Honorare – eine Übersicht	99
Normvertrag für den Abschluss von Verlagsverträgen	102
Einzelgänger schließen sich zusammen – Über Verbände und Institutionen.	111
Verband deutscher Schriftsteller (VS)	111
P.E.N.-Club	114
Verwertungsgesellschaft Wort	115
Deutscher Literaturfonds und sonstige Literaturförderung	117
Künstlersozialkasse	122

Autorenlesungen und Lesekultur	125
Öffentliche Veranstaltungen	125
Schullesungen	127
Kein Patentrezept	129
Kultur ja, aber sie darf nichts kosten	131
Einige Stichworte zur Organisation	133
Wozu Leseförderung?	135
Ein überflüssiger Beruf?	139
Bewegung im Kopf	139
Etwas tun, zum Beispiel schreiben	141
Nachwort oder Ein Buch wird fertig	145
Literaturhinweise	147
Quellennachweis der Abbildungen	148

Es gehört mehr dazu als bloß Geist,
um ein Schriftsteller zu sein.

Jean de La Bruyère

Vorwort oder Ein Buch wird geplant

Wer heute als Schriftsteller leben will, und zwar nicht nur mit einem Zufallstreffer ein paar Jahre, sondern womöglich ein Leben lang, sollte zumindest drei Voraussetzungen erfüllen: Er sollte fleißig sein, phantasievoll und über einen großen Fundus an Wissen, Bildung und Erfahrungen verfügen. Dabei ist zunächst unerheblich, was und für wen man schreibt, ob »große Literatur« oder Sachbücher, ob Unterhaltungslektüre, Heftrromane oder Horrorszenerien, ob für Erwachsene, Jugendliche oder Kinder. Genie ist selten; eher schon kommt Talent vor, eine Begabung für das Schreiben. Doch die muss ausgebildet und gepflegt werden. Denn Schreiben als Beruf ist eine qualifizierte Tätigkeit, und noch kein Meister ist vom Himmel gefallen. Gerade das aber suggerieren ständig »Promotoren« und einige Medien, indem sie Autorinnen und Autoren propagieren, die sie wenig später wieder fallen lassen. So entstehen und vergehen Träume von einem bequemen Leben im Rampenlicht abseits von Alltagsstress und kontinuierlicher Arbeit.

Zurzeit ist neben den seit längerem bekannten Namen eine Anzahl junger deutschsprachiger Autorinnen und Autoren im Gespräch, und wir sind gespannt, wer von ihnen in einigen Jahren noch präsent sein wird. Manche beschäftigen sich in ihren locker erzählten, dekorativen und konformen Geschichten außer mit ihrem Unterleib vor allem mit Markenartikeln oder der Frage, wo und wofür sie das Geld ihrer Eltern ausgeben. Das wird kräftig gefördert und kommt bei einem größeren Publikum an. Zugleich hört man in Kritik und Wissenschaft vermehrt Klagen über eine mangelnde Ästhetik oder auch fehlende Poesie der Kinder- und Jugendliteratur, die einen großen, von den Medien eher vernachlässigten Bereich der Literatur und des Buchhandels einnimmt.

Unter diesen Umständen wundert es nicht, wenn der Markt von Übersetzungen dominiert wird, allem voran Unterhaltungsbestseller aus dem Amerikanischen. Vergessen die Appelle von Alfred Andersch, Heinrich Böll, Max Frisch, Anna Seghers oder Wolfgang Koeppen, wonach sich Schriftsteller »gegen die Macht, gegen die Gewalt, gegen die Zwänge der Mehrheit, der Masse, der großen Zahl, gegen die erstarrte, faule Konvention« engagieren sollten und sich nicht scheuen dürfen, »wenn es sein muss, ein Ärgernis zu geben« (Koeppen).

»Seid Sand im Getriebe, nicht Öl«, hieß es damals; eine bedenkenswerte These, wo es fast nur noch um verkaufsträchtiges Lesefutter geht, wo sich Beliebigkeit, Opportunismus und Unterhaltung etabliert haben. Andererseits ist das immer auch eine problematische Aufforderung gewesen, denn Literatur – insbesondere die Kinder- und Jugendliteratur – soll selbstverständlich ihre Leser finden, und Verlage sind keine Wohltätigkeitsvereine, sondern Wirtschaftsunternehmen. Außerdem gibt es recht unterschiedliche Schreibansätze und Lesebedürfnisse.

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, den Beruf des Schriftstellers / der Schriftstellerin vorzustellen, und das illusionslos aufgrund langjähriger Erfahrungen, aber auch mit viel Sympathie für dieses Metier, das im Allgemeinen weder brotlos noch glanzvoll ist. Ein Leben als Schriftsteller ist eine arbeitsreiche, riskante Existenz, und allein der Vorsatz, diesen Beruf auszuüben, reicht nicht. Dazu gehört Professionalisierung, die damit beginnt, dass man selber liest, schaut, wie es andere machen, sich informiert, austauscht; dass man vielleicht auch Bücher rezensiert, erste Artikel, Glossen, Essays schreibt, sich mit Gedichten und Kurzgeschichten ausprobiert. Das Schreiben muss sich entwickeln. Unsere Erfolgreichen von heute haben zumeist schon lange vor ihren ersten Erfolgen geschrieben.

Als ich gefragt wurde, ob ich ein Buch über den Schriftstellerberuf schreiben könne, über die Bedingungen des Schreibens und der Verwertung des Geschriebenen, habe ich mir zunächst Bedenkzeit ausbebeten. Erst als ich länger darüber nachdachte, begann ich mich mehr und mehr für dieses Vorhaben zu erwärmen. Sicherlich ist es sinnvoll, so dachte ich, sich einmal grundlegende Gedanken über das zu machen, womit man tagtäglich umgeht. Und mit dem Thema beschäftige ich mich schon seit Jahren. Inzwischen ist der Vertrag für das Buch abgeschlossen, die Dramaturgie mit dem erfreulicherweise erfahrenen Lektor besprochen, der hilfreiche Hinweise gegeben hat.

Jetzt sitze ich vor einem Stapel weißem Papier, das beschrieben werden soll, bevor die Computerarbeit beginnt. Auf meinem Schreibtisch liegen Informationsschriften, die einschlägigen Handbücher, Steuer- und Abrechnungsunterlagen, sogar noch der umfangreiche »Autorenreport« von Fohrbeck und Wiesand von 1972 (es gibt in dieser Differenziertheit leider keine neuen Untersuchungen), aber auch literarische Werke von Autorinnen und Autoren, die ich schätze. In der Bibliothek war ich schon, meine Notizen füllen mehrere Seiten. Auch aus dem Internet ließ sich einiges abrufen. Als Nächstes ist eine Stoffsammlung anzulegen, aus der später die

Gliederung entsteht, die im Inhaltsverzeichnis nachzulesen sein wird. Es kann also losgehen mit der Niederschrift zum Thema »Beruf: Schriftsteller« – die Arbeit hat schon lange begonnen.

Köln, im Frühjahr 2006

Wolfgang Bittner

Ein Schriftsteller ist ein Mensch, dem das Schreiben schwerer fällt als allen anderen Leuten.

Thomas Mann: Briefe 1948–1955

Die Schriftstellerei ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerlei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft und eine Tugend.

August Wilhelm Schlegel: Fragmente

Erfahrungen in einem ungewöhnlichen Beruf

Mir ist oft die Frage gestellt worden, wie ich Schriftsteller geworden bin, welche Erfahrungen ich gemacht habe und was sich daraus für mich ergeben hat. Die Antwort darauf fällt mir nicht leicht. Ich habe einen Beruf, in dem Erlebtes als Rohmaterial verarbeitet wird. Manches verselbstständigt sich in der Phantasie, verändert sich oder wird nach Bedarf umgestaltet, anderes gerät schnell in Vergessenheit, wird verdrängt. Wie war das genau? Ich muss darüber nachdenken. Was war für mich wichtig, für mein bisheriges Leben, meine Entwicklung, meinen Beruf? Was hat mich geformt, was verändert, was hat Erkenntnisse gebracht?

Ich bin während des Zweiten Weltkriegs in Gleiwitz / Oberschlesien (bis 1945 deutsch, heute polnisch) geboren, wuchs in Ostfriesland auf, habe zwanzig Jahre in der südniedersächsischen Stadt Göttingen gelebt und wohne seit 1988 in Köln am Rhein. Wenn ich gelegentlich gefragt werde, wo meine Heimat ist, bin ich ratlos. Im Ausland kann ich sagen: Deutschland. Aber wo in Deutschland ist meine Heimat? Am Schicksal meiner (durch Kriegsereignisse traumatisierten) Eltern, die in hohem Alter immer noch von »zu Hause« sprachen und damit Gleiwitz meinten, ist mir deutlich geworden, was Vertreibung und Heimatlosigkeit bedeuten. Diese Heimatlosigkeit habe ich schon sehr früh selber gespürt, und sie ist nie so ganz gewichen.

Seit über dreißig Jahren arbeite ich inzwischen freiberuflich als Schriftsteller. In dieser Zeit habe ich etwa fünfzig Bücher veröffentlicht, darunter vier Romane für erwachsene Leser, neun Romane für Kinder und Jugendliche und etwa fünfzehn Bilderbücher. Hinzu kommen Herausgaben, Features, Hörspiele, Theaterstücke und Drehbücher sowie zahlreiche Beiträge für die unterschiedlichen Medien, gelegentlich Lehraufträge. Schreiben ist nicht nur die Arbeit, mit der ich meinen Lebensunterhalt verdiene, sondern überhaupt auch ein Weg für mich, mit dem Leben besser fertig zu werden. Es macht mir außerdem Spaß, wenn auch nicht uneingeschränkt und ununterbrochen.

Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren sein. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Stils. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf

gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben.

Ludwig Börne (1786–1837): Bemerkungen über Sprache und Stil

Mehrfach habe ich längere Reisen unternommen, zum Beispiel nach Persien und nach Mexiko. Seit 1985 bin ich fast jedes Jahr mehrere Wochen, manchmal mehrere Monate, in Kanada gewesen, vor allem im Nordwesten, wo das Yukon-Territorium an Alaska grenzt. Kanada hat mich schon immer interessiert, und inzwischen spielen sieben meiner Bücher in diesem Land, darunter vier Abenteuerromane. Schreiben ist für mich zum Beruf geworden und zugleich eine Möglichkeit zu existieren, die einzige zurzeit von mir denkbare. Zwar habe ich immer auch gemalt, gezeichnet und Skulpturen geschmiedet, hin und wieder sogar ausgestellt, aber Schreiben war immer elementar. Eines konnte ich mir nie vorstellen: über Jahre hinweg in einem Büro zu sitzen, bevormundet und kontrolliert, bis zum Rentenalter unwiderruflich festgelegt.

Wie bin ich dahin gekommen? Und an welcher Stelle stand ich nach Abschluss meines Studiums, also 1970? Ich hatte meine ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen hinter mir, gerade das erste juristische Staatsexamen bestanden, begann als Gerichtsreferendar den Vorbereitungsdienst für eine juristische Laufbahn und schrieb – parallel dazu – an meiner Doktorarbeit.

Rousseau hat glaube ich gesagt: ein Kind, das bloß seine Eltern kennt, kennt auch die nicht recht. Dieser Gedanke lässt sich auf viele andere Kenntnisse, ja auf alle anwenden, die nicht ganz reiner Natur sind: Wer nichts als Chemie versteht, versteht auch die nicht recht.

Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799): Aphorismen

Morgens ging ich also ins Gericht. Es roch nach Reinigungsmitteln, wenigstens schien es mir immer so; zugleich meinte ich in den Gängen den Angstschweiß der Angeklagten und Rechtsuchenden wahrzunehmen, die auf ihre Verhandlungen warteten. Mich könne die Atmosphäre kalt lassen, sagte ich mir. Ich gehörte ja jetzt zu den Amtspersonen, die zu bestimmen hatten, mir konnte nichts passieren. Diese Selbstbeschwichtigung gelang zumeist. Aber manchmal tauchten in Sekundenschnelle die Bilder von Schul- und Behördenfluren vor meinem inneren Auge auf, und mit ihnen kam regelmäßig dieses furchtbare, Schweißausbrüche hervorrufende Gefühl des Ausgeliefertseins an irgendwelche unberechenbare Institutionen.

Meistens ging ich zu einer Verhandlung, wo ich auf einen der Rechtsvertreter stieß, der mir zum Vorgesetzten erklärt worden war und wo ich

zu referieren oder beizusitzen hatte. War es eine Strafsache, hatte der Angeklagte vorzutreten, sich anständig zu benehmen, und es grenzte an Gotteslästerung, wenn er aus Verlegenheit vor dem »hohen Gericht« die Hand in die Hosentasche steckte. Richter, Staatsanwalt und Verteidiger, alle in schwarzen Roben, kannten sich; sie saßen gemeinsam zu Gericht über einen Menschen, der hier zum Objekt ihrer juristischen Betrachtungen wurde. Obwohl es Jahre her ist, erinnere ich mich genau an einen dieser Richter, der einem angeklagten Lastwagenfahrer vorhielt: »Sie können mir doch nichts vormachen, ich war im Kriege Panzerfahrer!« Dementsprechend unnachsichtig fiel dann das Urteil aus.

Freiheit ist ohne den sozialen Staat nicht möglich. Die Lösung der Quadratur des Kreises kann nur aus dem Geiste mitbürgerlicher und mitmenschlicher Verbundenheit, einem Band der Solidarität erwachsen.

Fritz Bauer (1903–1968, Hessischer Generalstaatsanwalt): Auf der Suche nach dem Recht, 1966

Wenn ich bei Gericht fertig war, ging ich in die Seminarbibliothek der juristischen Fakultät, wo ich bis gegen zehn Uhr abends an meiner Dissertation über ein rechtsdogmatisches Thema arbeitete. Der Sinn dieser Tätigkeit, die außerordentliche Arbeitsdisziplin verlangte, ging mir zwar immer mehr verloren, zumal die Ansätze zu einer Strafrechtsreform allmählich versandeten; aber ich hatte mir vorgenommen, auf den Dokortitel, diesen beliebtesten aller deutschen Vornamen, aus Gründen der Selbstbestätigung nicht zu verzichten. Oft arbeitete ich auch an den Wochenenden: Es waren Urteile zu schreiben, Gutachten, Anklageschriften, Berichte, gelegentlich auch wissenschaftliche Aufsätze für Fachzeitschriften. Das ging so etwa drei Jahre lang. Diese Zeit habe ich als tot und deprimierend in Erinnerung, obwohl sie mir durch die Tätigkeit bei den unterschiedlichen Gerichten, bei Staatsanwaltschaft und Behörden, sehr viele Einblicke in soziale Verhältnisse und staatliche Steuerungsmechanismen gebracht hat.

Es war dennoch ein Leben sozusagen aus zweiter Hand, mit Akten, Protokollen, Fachliteratur, zeremoniösen Beratungen und Verhandlungen, Mensa- und Kantinenessen, wissenschaftlichen Gesprächen, schriftlichen und mündlichen Prüfungen. Ich kam mir manchmal vor wie eine Figur aus Kafkas Romanen. Diese seltsam künstliche, düstere Atmosphäre bei Gericht und an der juristischen Fakultät ging mir auf die Nerven. Ich lehnte diese Ersatzwelten, in die das wirkliche Leben nur noch in Form von Akten, Fachbüchern und bei Verhandlungen hereinkam, rational und emotional ab. Dagegen verfolgte ich mit großer Sympathie die Berichte über

politische Aktionen zum Beispiel der Studenten Teufel und Langhans, die in Berlin in Unterhosen oder im Mao-Look vor Gericht erschienen, und Richter wie Staatsanwälte während der Verhandlung verulkten.

Das blieb naturgemäß nicht ohne Auswirkungen auf mein Verhältnis zu Kollegen und Vorgesetzten. Meine sozialen Erfahrungen waren andere als die der meisten meiner Juristenkollegen. Nach dem Krieg in einem Barackenlager aufgewachsen, hatte ich das Abitur auf dem zweiten Bildungsweg nachgeholt und erst nach einer mehrjährigen beruflichen Tätigkeit in der Verwaltung zu studieren begonnen. Das Studium finanzierte ich mit Gelegenheitsarbeiten als Taxifahrer, Schreibkraft und Tiefbauarbeiter. Insofern vollzogen sich meine Lernprozesse auf einer anderen als der von den Professoren und juristischen Praktikern vorgegebenen Ebene. Fast alle meine Kollegen kamen aus gutbürgerlichen Verhältnissen, die Väter waren ebenfalls Juristen, oder sie waren Ärzte, höhere Beamte, Unternehmer, Lehrer, Offiziere, leitende Angestellte und so weiter. Die meisten dieser Leute – vorwiegend Männer – dachten in bestimmten, schon durch ihre Herkunft und Erziehung festgelegten Kategorien und waren überzeugt davon, dass sie die



Zeichnung von Ernst Volland

Weisheit mit Löffeln gegessen und die Wahrheit für sich gepachtet hatten. Wer wusste oder wissen konnte, dass eine bestimmte Handlung verboten war, hatte sie gefälligst zu unterlassen; wer seine Miete nicht bezahlen konnte, hatte selber Schuld und unverzüglich die Wohnung zu räumen. Mir kamen dagegen immer mehr Zweifel an diesem System von Rechtsprechung und vor allem an der Art und Weise, wie sie praktiziert wurde.

Der Staat schützt bestimmte Interessen, mit Moral hat dies nichts zu tun. Die Rechtsgeschichte und Rechtsvergleichung lehren uns, wie wandelbar diese Interessen sind. Niemand kann in Abrede stellen, dass zweifelhafte Interessen geschützt wurden und werden; seit Thomas Morus wissen wir, dass viele Interessen klassenbedingt waren und sind. Bisweilen handelt es sich um soziale Ideologien. Es bedarf heute nur eines Hinweises auf den weiten Bereich dessen, was die angelsächsische Kriminologie »white-collar-crime« nennt. Sie versteht darunter beispielsweise die Steuerdelikte und Monopolvergehen, durch die – in aller Regel ungeahndet – Schäden von Millionen und Milliarden entstehen und denen gegenüber so gut wie alle Diebstähle Harmlosigkeiten sind.

Fritz Bauer (1903–1968, Hessischer Generalstaatsanwalt): Der Zweck im Strafrecht, 1954

Immer wieder war ich verblüfft und betroffen über das Selbstbewusstsein, mit dem die Hauptvertreter des Juristenstandes auftraten. Hielt man sich nicht zurück, legte man nicht jedes Wort auf die Goldwaage, konnte man sich jeden Tag aufs Neue auseinander setzen und streiten. Einmal sagte ich dem Kammervorsitzenden beim Landgericht, dass nach meiner Einschätzung kaum jemand seine zahlreichen in die Verhandlungen eingestreuten lateinischen Spruchweisheiten verstünde. »Haben Sie etwa kein Latein gehabt?«, fragte er mich erstaunt und mit hochgezogenen Augenbrauen. Anschließend wurde ich eingehend darüber belehrt, wie wichtig für jeden ordentlichen Juristen Lateinkenntnisse seien.

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefasst, noch weniger zu finden. Demütig kam ich, wie der heimatlose blinde Oedipus zum Tore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing; und schöne Seelen ihm begegneten. – Wie anders ging es mir! Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls ... Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine